

Ein Original.

Erzählung von H. G. Nicolai.

Die Zeit, wo bei'm Militär noch ein ganze Anzahl sogenannter Originale für den Humor sorgte, ist längst vorüber. Der Krieg von 1806 mit seinen einschneidenden Umwälzungen in den militärischen Kreisen hat erbarungslos aufgeräumt mit jenen Ueberbleibseln einer guten alten Zeit. Das alte militärische Sprichwort: „Nirgend gibt es so viel Späß wie bei'm Militär.“ hat längst seine Gültigkeit verloren.

Für den Dienst mag es wohl gut sein, daß Dem so ist; für den Humor im Waffendienst jedenfalls nicht. Er ist gar selten geworden in der Strenge des Dienstes.

Dem Major von Schnabelitz war es merkwürdiger Weise gegliedert, sich in der Armee auch in der neuen Ära zu behaupten, obgleich er zweifellos jenen Originalen der alten Zeit hinzu zu rechnen war. Sei es, daß er sich eines mächtigen Fürsprechers erfreute, oder daß man ihm sein tapferes Verhalten im Gefechte bei Gitschin so hoch anrechnete — er hatte mit seiner Compagnie allein lange Zeit einem weit überlegenen Feinde Stand gehalten — kurz, der wacker Schnabelitz blieb im Dienst und wurde sogar Major und Bataillons-Commandeur.

Er war ein freudiger und herzenguter Mann, aber von einem schier ungläublichen Eigensinne. Auch argwöhnisch und misstrauisch war er in hohem Grade, besonders wo es sich um seine Autorität als Vorgesetzter handelte. Wehe Dem, der ihm zu widersprechen wagte! Und wenn der Widerspruch noch so berechtigt war, er wurde nachdrücklich zurückgewiesen.

„Amen nicht!“ war das dritte Wort des Herrn Majors. „Amen nicht!“ Dabei blieb es.

In seinem Aeußeren zeichnete er sich durch einen eigenthümlichen Gang aus. Seine langen dünnen Beine waren steif wie Stöcke, so daß man eigentlich kaum begriff, wie er sich fortbewegen konnte. Denn nicht die leiseste Biegung der Kniegelenke war bei'm Gehen bemerkbar. Daburh erhielt sein Gang etwas ungemessenes Komisches, Stelenhaftes, Storchartiges. Erhöht wurde diese unwillkürliche Komik durch seine eigenartige Haltung der Arme. Diese bewegten sich nicht, wie bei anderen Sterblichen, frei hin und her, sondern sie hingen in sanfter Rundung etwa einen Fuß breit vom Oberkörper ab. Die auffallend großen Hände mit den auseinander gespreizten Fingern fielen gewöhnlich in viel zu großen Handhücheln zu zweifelhafter Reinstellung. Auf der langen hagen Gestalt thronte ein auffallend kleiner Kopf mit einem Paar listig dreinschauender kleiner Augen von unbestimmter gräulicher Farbe. Ein struppiger, grau geprellter Vollbart umrahmte das Gesicht.

Leider ging dem braven Major das für den Offizier doch zweifellos recht wichtige Vermögen, Geschäfte zu unternehmen und Namen zu behalten, gänzlich ab. Nicht einmal die Namen seiner Offiziere waren ihm geläufig, welcher Umstand oft zu den komischen Verwechslungen Anlaß gab. Doch wehe dem Armen, dessen Namen ihm munde-recht war! Er konnte sicher sein, daß er der Schuldige war an Dem und Jedem, was zu tadeln war.

Daher der Sergeant Kindfleisch von der zehnten Compagnie, dessen Name dem guten Major stets auf der Zunge lag — vielleicht weil Kindfleisch mit Rattentoffelkäse sein Lieblingsgericht war, vielleicht auch wegen der Absonderlichkeit dieses Namens. Denn abgesehen Kindfleisch war ein überaus braubarer und tüchtiger Unteroffizier, obgleich der Bedauernswürthe bei jedem Bataillons-Exercitien den Sündenbock abgeben mußte.

Wenn nach unendlich langem Hin- und Geraten, Vor- und Rückwärts-treten und Schulterverdrehen endlich, endlich die Richtung nach „Points“ gelungen war und der gestrenge Herr Major nach einem letzten Wink auf die langen Linien der Glieder warf, so war sein Gegen ein zu wetten, daß der Sergeant Kindfleisch die Richtung der schließenden Unteroffiziere vollständig über den Haufen warf.

„Sergeant Kindfleisch!“ freischte alsdann die breite Quaststimmde des Majors von Schnabelitz. „Sergeant Kindfleisch, wollen Sie sich gleich à Mal in die Richtung „nein“ schämen? Sie schmeiken mir ja wieder die ganze Karte aus! Sie trauriger Gottlieb, Sie!“

Dann kam der Parademarsch in Zügen und die Kritik des Herrn Majors über denselben.

„Parademarsch war so ziemlich. Bloß der Sergeant Kindfleisch, das döttige Pfähd, hatte wieder keinen Abstand! Arretieren Sie den Keel, Herr Hauptmann.“

„Zu Befehl, Herr Major.“ versetzte dieser dienlich, ohne auch nur daran zu denken, diesen Befehl jemals ausführen zu wollen. Er wußte ja, daß es nur eine Redensart des Gestrengen war.

Von den Offizieren war es der Lieutenant Berger, den er fortgesetzt zu schelten hatte, wobei er ihn beständig „Herr Lieutenant Wäber“ nannte.

„Herr Lieutenant Wäber!“ freischte die Stimme des Majors in heller Wuth. Niemand rührte sich.

„Lieutenant Wäber!“ Noch lauter rief er.

Derselbe negative Erfolg. „Herr Lieutenant Wäber!“ schreit er zum dritten Male so laut, daß die Stimme überschwappt.

Und dabei jagt er auf seinem hartknöchigen Braunen mit drohend geschwungenem Säbel auf den Lieutenant Berger zu mit einem Gesicht, als ob er ihn sofort verschlingen wollte.

„In's... Namen, nein, wo kam Sie denn heute wieder Ihre Ohren, Lieutenant?“

„Ich heiße Berger, Herr Major.“ erwiderte der Lieutenant, indem er die Hacken stramm an einander schlägt und den Säbel senkt.

„Amen nicht!“ schreit da Schnabelitz vom Pferd herunter. „Wäber befehlen Sie aben!“

Dabei wendet er den Gaul und reitet jurück unter dem verflochtenen Gebläster des Bataillons, ohne noch ferner daran zu denken, dem Offizier die beabsichtigte Nase zu ertheilen.

Ein Mal wollte das Bataillons-Exercitien ganz und gar nicht klappen. „Herr Lieutenant Wäber“ und Sergeant Kindfleisch hatten schon Grobheiten über Grobheiten gefascht. Als eben wieder ein furchtbarer Hagel von „traurigen Gottlieb“, „döttigen Pfähdern“ und „Hammerleis“ auf den Sergeanten hernieder gepörselt war und das Com-mando „Rührt Euch“ ertönte, versuchte der Chef der Zehnten vergeblich, seinen fleißigen Schimmel in Galopp zu legen. Das widerwillige Thier hiege fersengerade in die Höhe, aber von der Stelle ging es nicht.

Der Major bemerkte die Absicht des Hauptmannes.

„Ich weck schon, was Sie woll'n!“ schrie er ihm zu. „Weisen Sie nur hinten; ä döttiges Pfähd ist er doch!“

Und schnell machte das Commando „Stillgehanden“ allen weiteren Vermittelungs-Versuchen des Hauptmannes ein Ende.

Aber erneut regneten die Verwünschungen auf den beliebten Sündenbock hernieder. Schon drei oder vier Mal hatte der Major dem Sergeanten Kindfleisch mit Arrest gedroht, nun hatte er es aber satt.

„Herr Hauptmann...!“ schrie er mit hochgegriffenem Kopf. „Herr Hauptmann...!“ Der Name wollte ihm durchaus nicht auf die Zunge. „Herr Hauptmann, der Sergeant Kindfleisch wird arretirt! Drei Tage mittleren Arrest von heute Mittag zwölfe an! Verstanden?“

Da schloß des Hauptmann's Schimmel unter dem wüthenden Druck der Sporen seines Reiters auf den Major los und in einem Tempo, als ob er ihn über den Haufen rennen wollte.

„Herr Major!“ rief der Hauptmann, daß es über das ganze Bataillon hinweg schalle. „Der Sergeant Kindfleisch ist auf Waage!“

„Ganz egal!“ krächzte der Major. „Er wird aben arretirt!“

Die Herbst-Übungen sind in vollem Gange. Der Herr Major hat ein herzlich schlechtes Quartier erhalten und ist außer sich. Er distirt dem quartier-machenden Offizier drei Tage Stuben-Arrest — die er nie niemals verbüßen läßt — und bestimmt bei'm Antrreten des Bataillons, daß der Lieutenant Wäber von jetzt ab für den Bataillons-Stub Quartier zu machen habe.

Der Hauptmann legt die Hand an den Helm: „Den Lieutenant Berger meinen der Herr Major?“

„Amen nicht!“ schreit dieser ärgerlich. „Lieutenant Wäber macht aben Quartier!“

Gut, denkt der Compagnieführer. Mir kann es ja recht sein. Lieutenant Berger also nicht.

Am nächsten Tage ist Quartierwechsel. Der Major ist schon außer sich, daß „dieser Wäber“ sich gar nicht zum Abgang mit den Quartiermachern gemeldet hat. Aber am anderen Morgen bei'm Rendezvous denkt er nicht mehr daran.

Es ist ein glühender Tag und das Manöver besonders anstrengend. Der Herr Major fasst so manche Nase, erst vom Obersten, dann auch noch vom General. Schließlich muß er in der Kritik des Commandirenden noch hören, daß er allein am Mißgeschick der Sünd-partie schuld ist.

Der Major von Schnabelitz hält sich selbst für einen großen Strategen. Allerdings sieht er mit dieser Ansicht ganz allein in der Welt; er befindet sich eben auf einfacher Höhe. Er ist wüthend über die natürlich ganz un-gerechtfertigten Ausstellungen seiner Vorgesetzten. Schon geht er mit dem Gedanken um, den „Lieutenant Wäber“ für das Unglück des Tages verantwortlich zu machen, als ihm einfallt, daß er ihn ja als Quartiermacher vorausgeschickt hat. Das geht nun doch nicht gut. Sergeant Kindfleisch hat die Journee des Bataillons zu fassen, der kann also auch nicht schuld sein.

In schlechtester Stimmung, hungrig und durstig, staubig und verschwitzt, reitet er mit hängendem Kopf an der Spitze des Bataillons dem Quartierdorf zu. Unablässig nagt er an dem hader-ligen Schnurrbart, ein untrügliches Zeichen seiner geradezu abentheuerlichen Laune. Wehe dem „Lieutenant Wäber“, denkt er, wenn das Quartier nicht sauber, wenn das Bett nicht vorzüglich, wenn das Essen nicht bereit ist. Ich werde ihn unbedingt in Arrest schicken. Schon wird in der Ferne das Dorf sichtbar, das ihn mit einem Theile des Bataillons aufnehmen soll. Die quar-

tiermachenden Unteroffiziere der Compagnie erscheinen einer nach dem anderen auf der Bildfläche und melden sich dem Quartierchef. Vom Lieutenant Wäber keine Spur. Der Major geräth schon wieder in Zorn.

„Wo zum Kukul steht denn nur der Lieutenant Wäber! Der Keel scheint auch noch keine blasse Ahnung vom Dienste eines Quartiermachers zu haben. Er schreit mich nicht zum Abgang, dann kommt er dem Bataillon nicht à Mal entgegen. Dan Herrn Wäber! Ich in Arrest stecken.“

Jetzt ist das Dorf erreicht. Die Compagnien sind entlassen. Der Herr Major ist am Ziele und weicht noch immer nicht, wo sein Quartier ist. Er ruft den Quartiermacher der nächsten Compagnie heran.

„Herr Major, den Lieutenant Wäber nicht gelassen!“

„Weisen Sie denn nicht wenigstens, wo mein Quartier ist?“

„Nein, Herr Major.“

„Herr Lieutenant Wäber!“ schreit er so laut, als ob er die ganze Brigade über-schreiten müßte, dem dicht an ihm Vor-überstreichenden zu, jede Silbe dehnend und stark betonend.

Der bedauernswürthe Lieutenant sieht das Ungeheuer hereinbrechen. Den Anruf einfach zu übergehen, geht nicht an, trotz dem falken Namen, da der wüthende Major ihm unmittelbar in's Ge-sicht schreit. Er tritt also aus der Marsch-Kolonne heraus und legt die Hand an den Helm.

Gleichzeitig mit ihm biegt der Hauptmann aus. Er läßt den aufgebrachtten Commandeur ruhig ausstoben. Dann sagt er mit größter Ruhe: „Berzählung, Herr Major, aber Lieutenant Berger ist auf des Herrn Majors ausdrücklichen Befehl nicht quartiermachen gegangen.“

„Was?“ schreut dieser. „Ich habe doch ausdrücklich befohlen...“

„Berger aben nicht!“ erganzte der Hauptmann.

Schnabelitz wandte erboht sein Pferd und ritt dem Dorfe zu. In dem mehr als bedrückenden Quartier des Lieutenants Berger machte er sich's dann, so gut es eben gehen wollte, bequem. Der „Lieutenant Wäber“ aber war als solcher für immer abgethan.

Der Krieg ist ausgebrochen. Stolz zieht der Major von Schnabelitz an der Spitze seines Bataillons in's Feld. Er wird den Franzosen zeigen „wo Bartzel den Most holt.“

Bei Hurrah hat man die französische Grenze überschritten. Bei stromendem Regen wird ein Vivouac auf schlammigen Ackerboden bezogen. Es ist ein wahres Hundeviel. Ein trauriger Anfang in Feindesland; eine unerglückliche garstige Nacht. Naß wie die bedauerten Mäuse, übernächtig und frierend schlafen die Soldaten den Morgen herbei.

Endlich ist er da. Bleiern und grau, naßkalt und unfreundlich wie die Nacht. Es regnet Bindfaden.

Das Regiment rüflet sich zum Ab-marsch. Gott sei Dank! Nur vorwärts aus dem lehmigen Brei. Nur vorwärts, vorwärts!

Der Herr Major will zu Pferde steigen. Da tritt der Busch zitternd vor Angst und Schuldunruhe an den Gestirnen heran. Die Pferde sind verstimmt. Im Schutze der Nacht haben sie sich davon geschlichen mit-lammend den Pföden, die sie mit Leichtig-keit aus dem Schlamm herausgerissen haben. Sie sind und bleiben ver-schwunden.

„Millionen-Bomben-Elemente noch à Mal!“ schreit der Major in heller Wuth. „Meine Pfähd! Du trun Mal ge-nähtes Heißfähd! Du döttiges! Jetzt schleppst Du selber die Sättel alle beede bis nach Paris, Du trauriger Gottlieb, Du!“

Aber das Regiment legt sich schon in Bewegung. Das Bataillon Schnabelitz wird gleich folgen müssen. Und der Herr Major ist ohne Pferd. Da kommt ihm ein Gedanke.

„Herr Adjutant!“ ruft er.

„Herr Major?“

„Da wärd ich aben Ihren Braumen reiten.“

„Der ist als lahm in's Pferde-Depot abgegeben.“

„Und Ihr Fuack?“

„Den reite ich.“

„Amen nicht.“, fiel der Major ein. „Wir werden uns aben abwechseln. Wenn ich reite, lesen Sie und wenn Sie losen, dann reite ich aben.“

Und der bedauernswürthe Adjutant mußte es geschelen lassen, daß der Herr Major seinen Leibfuch bestieg, während er selbst im Reitsche nebenher traben mußte.

Mit der französischen Sprache stand der Major auf sehr gespanntem Fuße. Und die „döttigen Pfähd“, die Eingeborenen, verstanden ja ihre eigene Sprache nicht — so meinte der Herr Major wenigstens, da sie sein furcht-bares Raudermäsl zumest wirklich nicht verstehen konnten. Nun war aber Schnabelitz auch misstrauisch und das

Gespens eines Vergiftungsversuches verfolgte ihn von Quartier zu Quar-tier.

In einem Dorke in der Champagne war er bei'm Schulzen einquartiert. Derselbe ließ ihm das Mittagessen auf sein Zimmer bringen. Sofort witterte Schnabelitz Betrug.

„Maire ici!“ befahl er der erhaun-ten Köchin in barschem Ton.

Der Maire erschien, um nach des Majors Wünschen zu fragen.

„Mangseh (mangez)!“ schrie dieser ihn an und zeigte dabei auf das „salmi de lapin.“ das vor ihm stand.

Der Dorfschulze verstand ihn nicht gleich. „Oh, c'est bon ca. mon commandant.“ sagte er.

„So à fallcher Gallunte.“ raunte Schnabelitz dem neben ihm sitzenden Adjutanten zu. „Wir sollen essen! Na wart, Keel!“

„Mangseh! Ici avec nous!“ schrie er den Schulzen an, der verblüfft einen Schritt jurücktrat.

„Sähen Se den Gistmischer!“ rief Schnabelitz dem Adjutanten triumphir-nd zu. „Er weck schon, warum er nicht essen will.“

Der Maire aber erwiderte würdevoll: „Mon commandant, j'ai déjà pris mon diner.“

„Ach was da, 's wärd aben mitge-gäßen!“ plappte der Major ärgerlich heraus. „Prendre place; Mangseh!“

Bei diesen Worten ergriff er den er-haunten Schulzen am Arm, zog ihn auf einen der Strohsessel nieder und legte ihm eine tüchtige Portion von dem unermüdlichen Raminde-Ragout vor.

„Mangseh dong!“ schrie er dazu, sobald der unglückliche Mann nur eine Fausche machte.

Erst als dessen Zeller geleert vor ihm stand, war der Major befriedigt und fing nun mit großem Behagen und mit noch größerem Appetit zu schmausen an. Den Schulzen aber überhäufte er von dem Augenblicke an mit Liebenswürdig-keiten. Er trant ihm zu, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und lobte seinen Wein. „Bong se wing, trö bong“ (bon ce vin, tres bon).

Dann bot er ihm gar eine von seinen Cigaretten an, was bei seinem bekann-ten Geiz wahrhaftig keine Kleinigkeit war.

Als aber der Kaffee kam, wurde er von Neuem misstrauisch. Kaffee eignete sich am Ende am Besten zur Gift-mischeret, und das Gesicht der alten Hauswälderin sah nichts weniger, als vertrauenerweckend aus, als sie den Kaffee vorsetzte.

„Trinken!“ schrie er ihr zu, da ihm das französische Wort in der Aufregung nicht gleich einfallen wollte. Und da sie ihn natürlich nicht verstand und demge-mäß nicht die geringste Miene machte, zu gehorchen, so sprang er auf, packte sie mit der Linken am Arme fest und goß ihr mit der Rechten den heißen Kaffee eigenhändig in den Mund.

Die Alte kreischte laut. Sie hatte sich den Mund verbrannt. Schnabelitz aber geriet in Wuth.

„Da, Du alle Gisthegel!“ knirschte er, indem er bemüht war, ihr von Neuem den Kaffee einzuschütten. „Souf Dein Gebräu gefälligst selbst!“

Der Adjutant hatte mittlerweile den Schulzen über den Verdacht des Majors aufgefakrt.

„Mon commandant!“ rief dieser nun. „Le cafe est tres-bon!“ Und mit einem Zuge leerte er die riesige Schale.

Das wirkte ruhig, als wenn gar nichts geschehen wäre, sagte sich Schna-belitz an den Tisch und schlürfte behag-lich seinen „cafe au lait.“

Paris ist eingeschlossen. Das Ba-taillon Schnabelitz befindet sich auf Vorposten. In einem der wahrhaftig furchtlichen Brunngemächer der Maison Rouge sind die Offiziere, die nicht auf Feldwache sind, beisammen.

Ihre lehmigen Schmierstiefel bilden einen gar seltsamen Gegenfuch zu den prachtvollen Smyrna-Teppichen, die die Fußböden bedecken. Und die Tafel, die sonst die ausserlesensten Speisen zu tragen gewohnt war, ist mit Commis-bröden und Bekartostellen nothdürftig be-legt.

Mit selbstzufriedener Miene setzt der Adjutant eine Blechbüchse mit Schweins-fett auf den Tisch.

„Zum allgemeinen Besten.“ sagt er schmunzelnd. Es war ja ein seltener Leckerbissen.

Alles fällt über die Fettbüchse her, um die Kartostellen ein bischen schmack-hafter zu machen. Auch der fugekrunde Stabsarzt, gegen den der Major Schna-belitz eine unbegründete Abneigung hegte, langt mit seinem Messer in die Büchse und bestreicht sich mit Behagen seine Brodschmitte.

Der Major sieht es. Sein Mund-winkel verzieht sich.

„Wie kommen Sie denn eigentlich dazu, sich von meinem Fette zuzulangen, Herr Stabsarzt? Ich dachte, Sie hätten gerade genug eignes Schmar am Leib! Kunter mit dem Fett vom Brodel!“

Allgemeines Gelächter. Der Stabs-arzt macht ein verduhtes Gesicht und jögert.

Der Major aber wiederholt freischend: „Sie haben wohl nicht verstanden, Herr Stabsarzt? Kunter mit dem Fett vom Brodel!“

Und mit verbissener Grimme fragt der Doktor das schmackhafte Fett von seiner Schmitte herunter, um es beschei-gend wieder in die Fettbüchse zu ver-tenken.

Wenige Tage darauf hatte die Kriegs-

herrlichkeit für den alten Haudagen ein Ende. Eine Ordre rief ihn in die Hei-math jurück, wo er bei den Erstgruppen Verwendung finden sollte. Der alte Herr weinte, als er von seinem Ba-taillon Abschied nahm. Er empfand die Abberufung als eine furchtbare Kränkung.

An seiner Statt übernahm der älteste Hauptmann das Commando des Ba-taillons. Mit dem Späß aber war es von da ab zu Ende.

Redacteur Zeller.

Humoreske von G. Dix.

Arnold Zeller sah in seiner Redac-tion und starrte voll Unmuth auf eine Reihe eingelaufener Schreiben, die ganz nach Briefkastenansuchen ausfielen.

„Da habe ich mir eine schöne Suppe eingebrocht.“ murmelte er. „Sieht man da in einer launigen Anwendung ein paar wichtige Antworten, und nun über-schwemmen mich diese Kleinbädder vor Neugierde und Langeweile mit Anfr-agen! Als ob ich allwissend wäre! Nur das eine Gute ist dabei, daß die Abon-nentenzahl zunimmt, und ich wette, das Concurrerblättchen erscheint nächstens vor Reid auf gelbem Papier.“

Ein paar junge Mädchen hatten ihm ihr Leid geklagt, da hatte er ihnen einige drohliche Rathschläge gegeben und sich als „alter Onkel“ titulirt. Seither regnete es nur so von Anfragen.

Er öfnete die Briefe. Da bat ein Gonnathum um Angabe eines passenden Geschenkes für junge Damen, hier wollte ein „spätes Mädchen“ auf ihre Som-merferien verzichten. Und wieder ein Mann bat um Angabe des besten Grundes, sich schleunigst scheiden zu las-sen, aber so, daß sie es erst möglichst spät merkte! So ging es fort. Er blieb er noch gut gelaunt und wipig, dann wurde er aber auch grob und schrie:

„A. R. 60. Wenn Sie einmal mit der Orthographie nicht mehr auf so sehr gepanntem Fuße leben, und annähernd einen richtigen Satz zu Stande bringen können, dann dürfen Sie mich wieder fragen, was Sie mit dem schönen Schreiner beginnen sollen. Vielleicht daß ich Ihnen dann rathe, ihn bei Ihrer Eifersucht in einen Glasfassen zu legen zur schönen Ansicht.“

Den Gruß nehme ich allenfalls noch an, für den Ruf danke ich aber bestens! Der alte Onkel.“

So, das nägte für ein paar Tage. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!

Dann kam wieder ein zerliches, rofa Briefchen mit niedlicher Handchrift. Ein junges Mädchen fragte nach an, wann man aufhöre ein „Bachisch“ zu sein. Ob sie mit siebenzehn Jahren noch nicht erwachsen sei? und fügte hinzu: „Bitte sehr, berechnen alter, alter Onkel, entzünden Sie zu meinen Gunsten! Sie werden sicher nicht so ein trodener, alter Hagestolz sein?“

Die Unterschrift lautete: „Dora Schwarz.“

Er antwortete ihr: „Mein gnädiges Fräulein! Damen haben immer Recht, selbst ein „alter Hagestolz“ giebt es ihnen mit Vergnügen. Ich denke mir aber, wenn Sie die Tanzschule absol-vert, alle Hand- und Hausarbeiten ken-nen, darf Sie Niemand mehr einen „Bachisch“ nennen. Dann sind Sie „erwachsen“, eine junge Dame, die alle die Fuldigungen der Männer als selbst-berständlichen Tribut entgegen nehmen kann, und wäre ich nicht eben schon, der verehrte, alte Onkel.“

„Ich würde mich am Ende auch noch dazu einstellen. So aber heißt es „tempo passati!“

Er lachte laut auf, daß die ehrwür-digen Redaktionswände widerhallten, wenn er an sein „Alter“ dachte.

Diese Antwort hatte nun am meisten Freude gemacht. Man tuschelte beim Kränzen, man tritt in der Kaffe-schlacht, wer dieser neue Redacteur sei. Nur die Männer, die vom Stammtisch der „Krone“ waren, blinzelten schlau und schwiegen wie das Grab.

Schließlich steckte sich die „Weiberlist“, die ja über alle List geht“ hinter einen Reporter, lud ihn ein und als er an-fing, die Welt rosig zu sehen und red-felig zu werden, rief die Frau Redant: „Ihr Redacteur, das ist ein Wipbold! Gada, dieser steinalte Onkel.“

„Nicht wahr?“ sagte er. „Und so ein häßlicher Keel, und erst sechsund-zwanzig Jahre! Wir amüßten uns täg-lich riefig darüber.“

Die jungen Damen waren starr, aber die älteren lachten die Fassung zu be-wahren: „Nun, er will sich interessant machen!“

Dora Schwarz war auch dabei und in ihrem Köpschen reifte der Plan, ihm das nicht so hinzugehen zu lassen, ihn dafür zu bestrafen.

Sie spionierte so lange, bis sie ihn aus der Redaction kommen sah. Und da gefiel er ihr ausnehmend. Er hatte doch die Mädchen von Archibede schände zum Besten gehabt! Er dachte wohl, es sollte nach ihm gelangt wer-den! O, da sollte er sich gründlich ver-rechnen, sie, des Bürgermeisters Tochter, war viel zu stolz dazu und würde ihm seine That schon heimzahlen!...

Es war ein schöner, klarer Winter-tag, und die Jugend des Städtchens amüßte sich beim Schlittschuhlaufen. Da sagte Arnold Zeller auch das Ver-langen, wieder jung zu sein, aus seiner Zurückgezogenheit hervorzutreten. Er brauchte also recht fleißig die Schere, war heute früher fertig und eilte zum Tisch.

„Eben fauste er dahin, machte eine cle-gante Wendung und wurde von einer jungen Dame mit krausen, blonden Locken, die unter einer Pelzkappe hervorauollten, und einem niedlichen Stumpfnäschen gehörig angerepelt. Nüchtern rettete er seine Haltung, dann folgte beiderseitige Entschuldigung.“

„Tausendmal Verzeihung, daß mir das auch bei einem alten Hagestolz passieren mußte.“ sagte sie höflich.

Blitzschnell kam ihm der Gedanke: „Das ist das Bachschöden, — pardon, die junge Dame!“

Aber ehe er noch etwas erwidern konnte, war sie fort. Wie leicht sie da-hin schwebte, wie entzückt ihr das angelegende, grüne Tuchkleid mit dem Pelzbesatz stand! Er mußte ihr nach. Und bei der Restauration erreichte er sie.

Eben wollte sie ihre Schlittschuhe ausziehen und drehte verzweifelt an den schneebedeckten Schrauben.

„Gnädiges Fräulein gestatten, daß ich Ihnen helfe.“ sagte er mit galanter Verbeugung. Ein fester Griff, und der Schlittschuh fiel ab.

„Warum wollen Sie denn schon so früh fort, wo das Vergnügen eben erst begonnen und Sie so vorzüglich laufen?“ suchte er sie einzuführen.

Sie sah ihn schelmisch an. „Sie meinen, ich sollte die Fuldigungen der Herren als schuldigen Tribut entgegen-nehmen? Ich danke! Ueberhaupt, wie konnten Sie sich bei Ihrem Alter noch auf's Eis wagen? Plagt Sie nicht das Pöbagra?“

Obgleich sie zürnte, gefiel sie ihm immer besser. Er beugte sich zu ihr und sagte: „Fräulein Schwarz, nicht wahr, ich habe Sie erkannt, warum sind Sie mir so böse? Sollten Sie nicht einen Scherz verzeihen können?“

„O ja, aber Sie haben mit uns Damen ein abtheuliches Spiel getrieben, wir vertrauen da Ihrem alten, väter-lichen Heren all unsere Geheimnisse an, und Sie lachen uns aus!“

„So, das war heraus, sie hatte es ihm „gründlich“ gesteckt.“

„Ja“, versetzte er, „ich bin ein Sün-der, aber ein reuiger, und denen soll man vergeben! Wollen Sie es nicht auch thun und zum Zeichen einmal mit mir zusammenlaufen?“

Das junge Mädchen sah in sein aus-richtiges Gesicht, zögerte eine Secunde und meinte: „Wenn Sie es so ernstlich bereuen, ja!“

Sie flogen dahin, sie sprachen, aber was, das wußten sie nachher kaum noch. Es war schön, herrlich, sie waren glück-lich, und das fühlten sie, und es leuchtete ihnen aus den Augen.

Wie war doch Alles so schnell, so anders gekommen! In den folgenden Tagen hatten sie ein zu zerstreutes, träumerisches Wesen. Das stinke Dor-chen trug den Kaffee aus und goß ge-lochtes Wasser in die Tasse, das Kaffeemehl hatte sie vergessen. Der junge Redacteur ertrug sie, daß er Politisches beim „Vermischen“ anbringen wollte, und der Druckfehlerfuch gukte böhnisch an allen Ecken und Enden hervor.

Er wurde plötzlich sehr gefellig, tanze gern auf kleinen Füssen, zeigte sich „zufällig“ mit Dora, und lernte sogar der biden Bürgermeisterin schön thun.

Es war im Frühling, bei einem Waldspieß, da traf er das junge Mäd-chen allein in einem Seitenwege. Er ergriß ihre Hände, sah ihr tief in die Augen und zog sie jubelnd an seine Brust.

Als die Beiden sich nach geraumer Zeit dem Vater entdeden, da meinte der jodiale Bürgermeister schmunzelnd: „Das hätte ich doch von solch' altem Onkel nicht gedacht! Man sieht wieder, „Alter schüßt vor Thorheit nicht“, dabei schielte er nach seiner Ehehälfte, die außer Hörweite war.“

Nach zwei Jahren holte Arnold sein Bräutchen in die große Stadt, in der er sich inzwischen eine gute Stellung er-rungen. Und beim Hochzeitsmahl Klang der Taaf: „Der gute, alte Onkel soll leben!“

Es geht.

Man kann die deutsche Sprache in deutsch-amerikanischen Familien nicht erhalten. Es geht nicht! So hört man oft. Aber trotz Alledem sagen wir: „Es geht.“ Hier ein Beispiel aus Cincinnati. Eine kleine Tochter des Herrn Thilly, „von der starken Ede“, das heißt im „Volksthum“-Gebäude, verließ die Tage in Begleitung einer kleineren Schwester und eines befreundeten Knaben das elterliche Haus, um sich auf einige Tage im Hause einer Freundin der Mutter aufzuhalten. Es war Nachmittags, und Papa war noch nicht von seinem gewöhnlichen Schlafchen erwacht. Was fand er aber, als er sich den Armen des Morpheus entwand? Einen allerliebsten kleinen Brief in deutscher Sprache mit deutschen Buch-staben geschrieben, worin das kleine Wesen ihr Bedauern darüber ausdrückte, daß sie dem lieben Papa nicht hatte Mieu sagen können.

Herr Thilly selbst ist in Cincinnati von deutschen Eltern geboren; seine Tochterchen repräsentirt also die dritte Generation.

Aus der Schule geplandert.

Lehrer (beim Unterricht in der Natur-geschichte): „Aber von euch kann mir ein Beispiel von der Falschheit der Krage sagen?“

Der kleine Thomas (Söhnchen eines Wirtches): „Sie gibt sich gerne für Falenbraten aus!“